

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Die Regierung am Scheidewege.

Weshalb hat Herr v. Miquel den Ruf zum Sammeln erhalten lassen, den der Bund der Landwirthe in einer dem Herrn Minister vielleicht nicht sehr angenehmen Weise wieder gab? Sicherlich zu keinem anderen Zwecke, als jede Opposition gegen seine volkfeindlichen und agrarierfeindlichen Pläne zu ersticken. Zu diesem Ende ist ihm jedes Mittel recht: Verewigung des elenden preussischen Wahlrechts, Verschlechterung des Vereinsgesetzes, Veränderung des Reichswahlrechts und vielleicht Einführung eines neuen Sozialisten- oder Umsturzesgesetzes im Reich.

Diese reaktionären Absichten der Regierung werden auch von einer „hochstehenden Person“ mit dem Prädikat „Exzellenz“ zugegeben, mit welcher ein Mitarbeiter der in Warmen erschienenen „Westdeutschen Zeitung“ eine Unterhaltung hatte. Dieser ungenannte Staatsmann äußerte nach dem Bericht des genannten freikonserватiven Blattes:

„Die Zeit stillschweigenden Duldens der Extravaganzen des Nationalismus ist für die Regierung eine abgelaufene Periode. Die Regierung ist sehr entschlossen, den radikalen Parteien mit Nachdruck entgegenzutreten.“

Diese Wendung in der inneren Politik hat nur dann einen Sinn, wenn sich die Regierung bedingungslos der Kotiere Schimm-Kantig überliest, wenn die Verordnungs-Politik, mit der der Kaiser die Sozialisten aus einer revolutionären zu einer Reformpartei gemacht hat, endgültig verlassen und die Bismarckischen Recepte von Neuem angegriffen werden. Aber die „Politik und Eisenpolitik“ der Fürst Bismarck seine Erfolge auf dem Gebiet der auswärtigen Politik verbandt, ist das schlechteste Mittel für die innere Politik; sie ist nicht geeignet, die verschiedenen Interessen mit einander zu beschönen, sondern sie erfüllt die gewaltthätig Niedergedhaltenen mit einem wütenden Haß gegen die Unterdrückten.

Wir leben wahrhaftig nicht in einer Zeit, wo die Macht-haber leichten Herzens wagen könnten, die große Masse der Bevölkerung, die wenn einmal Gefahr drohen sollte, zum Schutze des Vaterlandes zusammenstehen muß, vor den Kopf zu stoßen, zu Gunsten einiger Weniger niederzuhalten und zu schreien. So schafft man in den Kreisen der Bauern, Bürger und Arbeiter, die die große Masse des Volkes ausmachen, nicht diejenige Freude am Staat, nicht diejenige Begeisterung, deren wir, von Feinden rings umgeben, zur Aufrechterhaltung unserer Großmachtsstellung bedürfen. Die Regierung steht am Scheidewege: sie hat zu wählen zwischen einer Politik der wirklich ausgeübten Gerechtigkeit und einer Gewaltthätigkeit, die das Volk unzufrieden macht und erbittert.

Wäre die Regierung es nicht für ihre Aufgabe halten, den „radikalen Parteien“ unter allen Umständen entgegenzutreten, sondern möge sie das Gute nehmen, wo sie es findet. Dieser Weg dürfte auch für sie zum Guten ausschlagen.

Ueber die Stellung des Prinzregenten von Baiern zur Militärstrafprozeßreform.

Es wird auch in Baiern immer mehr zugegeben, daß die Schaffung einer einheitlichen Militärstrafprozeßordnung für das deutsche Reich einen Fortschritt bedeutet und ein Bedürfnis ist. Es wird auch zugegeben, daß die Vorlage, wie sie aus der Kommission hervorgegangen ist, ihre Vorzüge hat, daß sie im großen Ganzen den Anforderungen der Gerechtigkeit und Freiheit entspricht und in einzelnen Theilen sogar der berühmten bayerischen Militärstrafprozeßordnung vorzuziehen ist. Der Senat befehlt nur hinsichtlich des Art. 2, d. 1, d. 2, d. 3, eines obersten Militärstrafgerichtshofes. Wenn dieses Recht Baiern erhalten bleibt, so ist dies in erster Linie der Galtung des Prinzregenten Sultzbach zuzuschreiben, welcher seiner Regierung in deutlicher Weise den Weg vorgeschrieben hat, den sie gehen soll. Der Prinzregent hat nicht allein durch seine Galtung die bayerische Regierung aufgefordert, sondern ihr sogar den direkten Befehl gegeben, sie müßte unter allen Umständen das Referat des obersten Militärgerichts-

hofes dem Rathe erhalten. Der Regent hat erklärt, er halte es für seine Gewissenspflicht, das Recht, das er übernommen, auch ungeschmälert wieder auf seinen Nachfolger zu übertragen, auf den zukünftigen König von Baiern; er könne nicht den kleinsten Theil dieses bayerischen Referatrechtes dreißiggeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Auffassung des Regenten dem Bewußtsein des weitauß größten Theiles seines Volkes entspricht. Eine einerseits das Reich, andererseits Baiern betriebende Lösung dieser Frage dürfte daher nicht leicht gefunden werden.

Deutsche Seereisen in Westindien.

(Von unserem Korrespondenten.) 2. Kiel, 18. April.

Der anscheinend unvermeidliche Ausbruch eines Krieges zwischen Nordamerika und Spanien veranlaßt uns, auf die schwache Befehung der amerikanischen Stationen hinzuweisen. Die Sicherheit der zahlreichen Angehörigen des deutschen Reiches und der Schutz ihrer Interessen in Mittel- und Nordamerika sind dem kleinen Kreuzer vierter Klasse „Geier“ anvertraut, der am 6. April von Trinidad nach Fernambuco abgegangen ist, um die Reichsflagge in südamerikanischen Häfen zu zeigen. Vorausschicklich erhält dort der „Geier“ Ordre, nordwärts zu dampfen. Der „Geier“ ist ein moderner und schneller, aber kleiner und ungeschützter Kreuzer. Trotz seiner trefflichen Bauart, seiner leistungsfähigen Maschinen, seiner modernen Artillerie ist das Schiff selbst unter der vorzüglichen Führung und der tüchtigen Besatzung vollständig außer Stande, im Frieden, geschweige denn in Kriegzeiten die deutschen Interessen in seinem ausgedehnten Küstengebiet erfolgreich zu schützen.

Die Reichsregierung ist sich dieser Thatsache klar bewußt. Sie erachtet die Stationierung des „Geier“ in America lediglich als einen Nothbehelf und wird die Zahl der Stationskreuzer vermehren. Sobald weitere Kreuzer zur Verfügung stehen, und die Durchsicherung des neuen Stollengesetzes möglich ist, sollen auf der mittel- und südamerikanischen Station ein großer und drei kleine Kreuzer hängig weilen. Augenblicklich stellt die Materialreserve in der Heimath, da nur der Kreuzer erster Klasse „König Wilhelm“, der Kreuzer dritter Klasse „Arcona“ und der Kreuzer vierter Klasse „Sperber“ verwendungsbereit sind, die beiden ersten Schiffe sind vollkommen besetzt, besitzen eine geringe Geschwindigkeit und stehen an der Grenze ihrer Brauchbarkeit. Der umgebaute und modernisirte „Sperber“ ist das einzige Fahrzeug, welches zur Verstärkung der amerikanischen Stationen geeignet ist. Derselbe ist aber ungeschützt und steht an Raumgehalt und Leistungsfähigkeit wesentlich hinter dem „Geier“ zurück.

Die Stationierung dieser beiden kleinen Kreuzer ist selbstständig durchaus ungenügend. Die Reichsregierung wird, um unsere Landestheile wirksam zu schützen und eine würdige Vertretung in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern während der Kriegswirren zu stationieren, entweder die Indienststellung der sieben vollendeten geschützten Kreuzer zweiter Klasse beschleunigen oder unsere Seestreitkräfte in Ostasien reduzieren. In den chinesischen Gewässern weilen fünf große und drei kleine Kreuzer. Angesichts der friedlichen Entwicklung der Dinge im fernem Osten ist die dauernde Stationierung einer solchen Seemacht nicht erforderlich und liegt auch nicht in der Absicht der Reichsregierung. Diese fordert für die Befehung der ostasiatischen Stationen nur zwei große und drei kleine Kreuzer neben zwei Kanonenbooten. Demnach ist die Detachierung eines modernen großen Kreuzers, wie der „Kaiserin Augusta“, der „Prinz Wilhelm“ oder der „Jrene“, durchführbar. Andererseits läßt sich die Indienststellung der neuen Kreuzer „Victoria Luise“, „Hertha“ und „Freya“, deren Probefahrten demnächst beginnen, bei glück-

lichem Verlauf beschleunigen. In diesen drei Kreuzern besitzen wir ein vorzügliches Material, das in jeder Beziehung geeignet ist, die Deutschen und ihre Interessen im Auslande in kriegerischen Zeiten trefflich zu schützen.

* Herr Eugen Wolf meldete, wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, vor einiger Zeit, daß das belgische Projekt, für den Bau einer Eisenbahn von Peking nach Hankow eine Antzche von 4 1/2 Millionen Pfund Sterling zu gewähren, zum dritten Male gescheitert sei. Nunmehr liegen uns die beiden ersten Kontrakte zwischen der belgischen Unternehmerruppe, der „Société financiere et industrielle belge en Chine“, und der „Chinesischen Eisenbahnpagnie“, der die Konzession für die Bahn ertheilt wird, im Wortlaute vor. In diesen Kontrakten ist auffallend, wie wenig es die betreffenden belgischen Unternehmer verstanden haben, die Ehre und die Unabhängigkeit der bei der Bahn zu beschäftigten Europäer zu schützen. Es heißt in den Kontrakten zum Beispiel, daß es den Chinesen überlassen bleiben soll, mit dem Ingenieur, der an die Spitze der Peking-Hankow-Bahn tritt, die Einzelheiten seines Engagements festzustellen. Ferner ist stipulirt, daß sich die sämtlichen europäischen Beamten der Bahn der Autorität von Delegirten des chinesischen Generaldirektors der Eisenbahnen zu unterwerfen haben. Am haarsträubendsten ist die Abfassung des Artikels 10 des ersten Kontrakts. Dort heißt es: Im Falle, daß einer der europäischen Angestellten infolge von Mangel an Sorgfalt, von Unfähigkeit, Ungehorsam gegen die Befehle des chinesischen Generaldirektors, Insubordination, Trunksucht oder schlechter Aufführung sich als unpassend für seine Stellung erweist, steht dem chinesischen Generaldirektor der Eisenbahnen das Recht zu, den Betroffenen sofort zu entlassen.“ Zu diesem Artikel bemerkt Eugen Wolf im Hinblick darauf, daß der belgische Konsul in Shanghai ebenfalls den Kontrakt unterzeichnet hat: „Wie kann ein Vertreter einer europäischen Macht soweit die Würde der Unterthanen ihres Landes herabsetzen, daß er einen Vertrag durch seine Unterchrift legalisirt, in dem der Paragraphe über „Trunkenheit und schlechte Aufführung“ gemeinhin. Wohin soll es führen, wenn wir Europäer uns heute bereits den Mongolen gegenüber so weit erniedrigen, daß wir für europäische Eisenbahningenieure den Chinesen gegenüber „Trunkenheitsparagraphe“ zugesellen. Ich kann in meiner Unterchrift über diesen Paragraphe nur hoffen, daß die gesamte europäische Presse denselben brandmarken wird.“ Sehr eigenartig ist ferner ein Paragraphe, in dem es heißt, daß im Falle eines Krieges in China das belgische Personal in chinesischen Diensten bleiben muß. Das heißt mit anderen Worten, daß wenn zum Beispiel ein europäischer Staat Krieg mit China führt, die Belgier im Dienste der Chinesen bleiben müssen, um Kriegsmaterial eventuell gegen eigene Stammesgenossen zu beschaffen. Der ganze Vertrag läßt also darauf hinaus: China schaltet durch Vermittelung der „Chinesischen Eisenbahngesellschaft“ den belgischen Unternehmern die Ausführung des Baues der Bahn von Peking nach Hankow, nimmt für diese Galambüh die 4 1/2 Millionen Pfund Sterling, die allerdings für den Bau der Bahn und deren Betrieb bestimmt sein sollen, verfährt die Bahn als Sicheheits für den Dienst der Antzche „fremden Leuten“ bringt, unbedingte Subordination! Ferners fehlt, wie nochmals hervorzuheben sei, den in Rede stehenden beiden ersten Kontrakten sowie dem dritten noch die Unterchrift der beiden Bizekönige von Pechili und von Hen-Schwang, ohne die sie nicht in Kraft treten können. In ihrer bisherigen Abweigung, ihre Unterchrift unter die Verträge zu setzen, dokumentiren die Bizekönige ihre ablehnende Haltung gegen das Projekt.

Aus dem Berliner Musikleben.

Don Dr. Leopold Schmidt.

Das moderne Lied hat in diesem Winter eine ganz besonders jährliche Berücksichtigung gefunden. In die Programms unserer Konzertsänger hat es häufiger als früher Eingang gefunden, und es hat nicht an Künstlern gefehlt, die sich ausschließlich in den Dienst der neuesten musikalischen Spiel gestellt haben. An sich ist das gewiß eine erfreuliche Erscheinung, und es verdient, hervorgehoben zu werden, daß man sich endlich, wenn auch noch in engen Kreisen, seiner Pflichten der zeitgenössischen Literatur gegenüber bewußt zu werden beginnt; ob die Wahl immer das Aufnahmewürdigste getroffen hat, ist eine andere Frage. Wir haben schon vor Kurzem Gelegenheit gehabt, uns mit dem Wesen der neuesten Richtung, die in Deutschland unverkennbar zur Geltung zu kommen sucht, zu beschäftigen, und konnten feststellen, daß es auch hier Wagnerische Einflüsse sind, die bestimmend wirken. Ich kann nicht finden, daß diese Wendung, die die Grenzen zwischen der dramatischen und der lyrischen Gattung zu verwischen droht, eine für die Entwicklung des Liedes glückliche sei. Nicht sowohl in irgend einem Zeitgesamte, als vielmehr in bestehenden ästhetischen Forderungen liegt es begründet, daß das Lied einer gewissen Geschlossenheit, einer einheitlichen Gestaltung, die nicht aus den einzelnen Worten, wohl aber aus der Stimmung des Textes gewonnen wird, nicht entbehren kann, so wenig wie der Begleitung die gleiche Bedeutung wie im dramatischen Kunstwerke zukommt. Das höhere Gefühl dafür läßt diese neue Schule nur zu oft vermissen; dazu kommt, daß uns unter ihren Vertretern vordringlich so wenig erfindungsreiche Naturen entgegengetreten. Hugo Wolf gehört zu den wenigen Ausnahmen. Bei ihm hat jedes Lied einen musikalischen Kern; er weiß sofort die Stimmung zu treffen — ein Hauptfordernis für den Liedkomponisten — und interessiert sich mindestens, wenn seine Melodie auch nicht immer original

und reizvoll, seine Harmonik mitunter gesucht klingt. Der „Nieder-Notitäten-Abend“, der vergangenen Mittwoch im Verein zur Förderung der Kunst (Sektion Berlin) stattfand, brachte die Werke von nicht weniger als sieben, zum Theil ganz unbekanntem Komponisten. Das Programm vereinigte die Namen Ferdinand Hohl, Wilhelm Maute, Karl Geib, Otto Zeller, Ernst Kiesler, James Rothstein und Edward Schilsky. Was zunächst wiederum auffiel, war die Ernst und literaturkenntnis zeigende Sorgfalt in der Auswahl der Dichtungen, eine erfreuliche Eigenthümlichkeit unserer jungen Musiker. Die künstlerische Bewältigung der fast ausschließlich modernen Dichtern entnommenen Stoffe war nach Art und Gelingen eine sehr verschiedene. Im Allgemeinen gewann man auch hier den Eindruck, daß der rechte Weg erst noch gesucht wird; aber man sieht, es regt sich überall. Die stärkste Persönlichkeit führte Karl Geib ins Treffen, dessen selbstsam bewegten Lebenslauf die Notiz des Programmhäftes kurz mittheilt. Aus seinen Weisen spricht ein noch vielfach ungeläutertes, aber echtes Talent. Der Verein verspricht uns die weitere Befanntschaft des Tonsetzers, der jetzt als Fabrikarbeiter in Wien lebt, demnachst zu vermitteln. Bei Wilhelm Maute wie bei Otto Zeller hatte ich die Empfindung, daß die körperliche Kraft mit dem ersten Wollen nicht gleichen Schritt hält. Nicht sonderlich originelle, aber sein eigenhande und sauber gestaltete Musik sind das „Sirenenlied“ und „Mondronel“ von Hohl; das letztere zeigt deutliche Spuren Berliozscher Einwirkung. Die Nieder von James Rothstein, die einen großen Erfolg hatten, konnte ich leider nicht abwarten. In dem populären Konzert, das am selben Abend in der Philharmonie stattfand, spielte Artur Argiewicz das Mendelssohn-Konzert. Die Art, wie der erste Knabe dem Werke gerecht wurde, war ein neuer Beweis für seine außerordentliche Begabung. Ich kam zu spät, um eine neue Orchesterprobe „Liebesnovelle“ beizuhören, von Otto Koerschheim zu hören. Das sich an-

spruchslos gebende Werk soll freundlich aufgenommen und durch die wohlthätigende und wirksame Fäsur angenehm berührt haben. Fernens Braunklee für gemischten Chor, zwei Hörner und Harfe ist ein ganzes, aber nicht tief angelegtes Stück, das die Natur des Komponisten nur von ihrer weichen und liebeswürdigen Seite zeigt. Die instrumentale Kombination verjüngt auf die eigenartigen Klangwirkungen, die Brahms in seinem Op. 17 aus ihr zu ziehen weiß. Die Ausführung dieser Nummer, wie auch der Mendelssohnischen „Walpurgisnacht“ im dritten Theile hatte der Otto Schmidt'sche Chor übernommen, der damit muthig an die Lösung einer großen Aufgabe herantreten ist. Der für den großen Raum nicht zahlreiche Chor entwickelte eine Klangkraft, die bewies, daß er keine Statisten unter sich duldet. Ansprache und Vortrag zeigten von gewissenhaftem Studium; die Intonation blieb auch an schwierigen Stellen rein. Eine härtere Befehung der Bass wäre wünschenswerth gewesen. Unter der sicheren, feinsinnigen Leitung des Herrn Otto Schmidt erfuhr das Werk eine filigräne und temperamentovolle Wiedergabe. Die Begleitung der Tempi war gewiß im Sinne gerade des Meisters, der unter allen dem modernen Gange zum Verschleppen selbst am meisten abhold sein würde. Die Soli wurden von Franziska Richter (Alt), Herrn Grash (Tenor) und Severin (Bariton) gesungen. Der Letztere verfügt nicht über die Noblesse und Fülle des Tons, die für das herrliche Schlußlied erforderlich ist, trug aber mit Wärme und Verständnis vor. In dem kleinen Solo des Jenseitigen Chores fiel die klare und edelklingende Sopranstimme der Frau Neumann-Urck auf, die wir rüher schon musikalischen wie geistlichen Fähigkeiten nach zu unseren besseren Konzertsängerinnen rechnen dürfen. Zu den Künstlerverbänden, die sich eine größere Verbreitung neuer Werke zur Aufgabe gestellt haben, gehört auch die „Freie musikalische Vereinigung“, die unter Vorhitz des Herrn Kapellmeisters Göttmann von Zeit zu Zeit kleine Aufführungen vor geladenen Zuhörern veranstaltet. Der letzte Abend, der am Donnerstag im Klimborski-Scharwenta-